

Die Voraussetzungen

Als ich in Extremadura eintraf, um Hirtenlehrling zu werden, sanken die Temperaturen nachts unter null Grad und nach drei fast regenlosen Jahren ängstigte die Dürre Viehzüchter und Bauern. Meine Aufgabe bestand darin, eine Herde von über vierhundert Schafen auf dem Gut eines Freundes eines Freundes eines entfernten Verwandten zu hüten, der sie mir zur Verfügung stellte, nachdem er gehört hatte, ich wolle versuchen, eine Zeit lang so zu leben, wie meine Mutter es als Kind getan hatte.

Ich hätte es früher, viel früher versuchen können, doch als ich mit zwanzig Jahren, während ich in der Stadt lebte, die Gelegenheit zu reisen bekam, zog ich es vor, mich aus der scheinbar vertrauten Umgebung zu entfernen und stattdessen außerhalb Spaniens auf Entdeckungstour zu gehen. Mehr als ein Jahrzehnt lang nutzte ich die wirtschaftlich gesehen goldene Zeit des Journalismus und der Literatur, um vom Nil bis nach Australien alles zu bereisen. 2008 änderte sich das Panorama.

In jenem Jahr schien die globale Gemeinschaft immer empfänglicher für die zunehmenden Warnungen vor dem Klimawandel zu werden. Von Zeit zu Zeit tauchten Debatten über das Thema auf und es wurde eifrig über die Frage berichtet, welche furchteinflößenden und unmittelbar bevorstehenden Folgen die Beschleunigung haben würde, die wir der Erde aufgezwungen hatten. Politiker, Schauspieler und einflussreiche Musiker präsentierten Dokumentarfilme, organisierten Konzerte, reisten an Orte, die von der Umweltzerstörung bedroht oder bereits stark mitgenommen waren, damit wir uns für den Gedanken erwärmten, ein Sandkorn

im Kampf gegen den Klimawandel beizusteuern. Sie deuteten den Versuch an, das, was Thomas Berry »das große Zwiegespräch« zwischen der menschlichen Rasse und der Natur genannt hatte, wieder aufzunehmen. Und dann »platzte die Blase«, wie die Analysten sagen, und leitete eine weltweite Wirtschaftskrise ein.

Die erste Maßnahme der spanischen Regierung bestand darin, die Zuschüsse für erneuerbare Energien zu streichen. Das scheinbar entscheidende Problem des Klimawandels verschwand an einem einzigen Tag aus Nachrichten und Politik. Das Desaster offenbarte schon bald Täuschungen und Fiktionen, die typisch für jede Art von Blase sind, und selbstorganisierte Menschengruppen, unter denen sich auch meine Eltern befanden, begannen aus unterschiedlichen Gründen, auf der Straße zu protestieren, obwohl natürlich fast niemand für die Kontrolle der Kohlendioxidemissionen oder den Schutz des Braunbären demonstrierte. Man konnte wirklich meinen, es gebe inmitten derartiger Notstände keine Zeit, darüber nachzudenken, was geschehen würde, falls die Stauseen im Sommer austrockneten.

Die Welt füllte sich noch weiter mit Zahlen, Statistiken, Grafiken, die laut Analysten und Wissenschaftlern Wege zur »Erholung« wiesen. Es gelte, effizienter, pragmatischer zu sein und sich ohne Zögern auf das Nützliche zu konzentrieren, denn nur so, erzählten sie uns, würden wir vorankommen. Die Natur wurde erneut so sehr dazu degradiert, unsere dringendsten Bedürfnisse zu bedienen, dass jeder, der die Exzesse gegen sie beklagte, unberührte Gebiete verteidigte, oder versuchte, Tiere zu retten, unweigerlich als Snob, Träumer oder übernächtiger Romantiker dastand. Manche wurden als Dichter bezeichnet. Was nützt es, das Kraut, den Auerhahn oder die Sonne zu besingen? Dichter. Im Bunde mit dem Nutzlosen.

Als jedoch Tausende Konsumenten damit begannen, sich nach kostengünstigeren Lebensweisen umzuschauen, entdeckten viele,

dass einige derer, die nicht nur die lyrischen Qualitäten der Sonne predigten, sich mithilfe von Solarzellen selbst versorgten.

Am 9. November 2015 belastete die spanische Regierung die Nutzer dieser Solarzellen mit der sogenannten Sonnensteuer. Ein Katalog für die Eintreibung von Geldern je nach konsumierter Sonne. Es beeindruckt und verwirrt, dass jemand es wagt, den Marktwert des Sterns zu bestimmen, der uns Leben spendet, und zugleich bringt es die Beziehung, die unsere Spezies derzeit zur Natur unterhält, auf den Punkt. Die Besteuerung der Sonne ist das surreale i-Tüpfelchen einer Krise, die den Gierigen freie Hand gewährte, um weiterhin Schmutz zu produzieren, Urwälder zu zerstören, noch schneller Monokulturen aus der Erde zu stampfen, stets mit dem Argument, sie täten es für uns, für die Menschen. Eine kleine Gruppe einflussreicher Leute verbreitete geschickt die Idee, es gehe darum, alles Mögliche zu tun, um die Krise zu *surfen*, und wenn für unsere »Rettung« ein weiterer Wald ausgebeutet oder ein Resort am letzten unberührten Strand gebaut werden musste, dann war eben nichts zu machen.

Millionen Menschen nahmen diese Erzählung einfach hin.

Heutzutage werden Zahlen und Statistiken genauso gelesen wie früher die Bibel, wobei auf erstaunliche Weise vergessen wird, welche Folgen es hatte, so religiös an etwas zu glauben.

Und meine Frage lautete: Wie sind wir hier gelandet? Wie kommt es, dass jemand es wagt, eine Steuer auf die Sonne zu erheben? Warum wird nicht mehr über den Luchs gesprochen?

Eben darum: wegen der Erzählung.

Diese Antwort gab ich mir selbst. Die Blase, jede Blase, ist eine Geschichte, die in voller Lautstärke erzählt wird, damit du keiner

anderen deine Aufmerksamkeit schenkst. Die Blase scheint alles besetzt zu halten. Wenn du dich nicht in eine stille Ecke zurückziehst, wirst du nichts anderes mehr hören. Wenn die Intuition dich nicht warnt, wirst du nichts anderes mehr hören. Und vielleicht willst du auch gar nichts anderes hören, denn man muss anerkennen, dass es eine gut erzählte Geschichte ist. Sie ist so gut, dass du nicht einmal wahrnimmst, dass es sich um eine Geschichte handelt. So gut, dass, wenn die Geschichte *Ende* sagt, du auch das glaubst, obwohl es eigentlich nicht vorbei ist. Und die Geschichte, die alle Geschichten enthält, die wir uns erzählt haben, um bis hierher zu gelangen, ist die größte Blase von allen: die Erzählung.

Wenn die üblichen Mikrofone melden, die Blase sei 2008 geplatzt, sprechen sie nur von der Wirtschaft, ohne die narrative Blase zu erwähnen, entweder, weil sie sie nicht wahrnehmen, oder weil es nicht opportun erscheint. Sie besteht jedoch nicht aus Wasser. Die Erzählung der Zahlen, der Wissenschaft und der Beschleunigung hält unsere Vorstellungskraft gefangen. Irgendjemandem ist es gelungen, zu erzählen, die Technologie sei unsere ideale Verbündete, und Zweifel beantworte man mit Zahlen. Dieser Jemand hat es verstanden, die Emotion der Taste und des Schalters gegen die des Windes und der großen Räume durchzusetzen. Und während wir den Flötenspielern der Taste, den begeisterten Verfechtern der schwindelerregenden Komposition zuhörten, trennten wir uns allmählich von der Erde und ihrem natürlichen Rhythmus ab.

Wenn man etwas erzählt, erschafft man es. Die Zukunft wird aufgrund der Geschichten, die wir uns erzählen, erbaut, ob sie nun von Robotern oder von Störchen handeln. Sie müssten gar nicht miteinander konkurrieren, Geschichten können von beiden sprechen, doch die Roboter tilgen seit Jahren die Störche aus unseren

Erzählungen. Während des letzten Jahrhunderts hielt sich der Storch mehr oder weniger in der Phantasie, vor allem dank jener Fabel, die davon erzählte, dieser Vogel bringe die Babys im Direktflug aus (der großen Stadt) Paris. Aber welches Gespräch handelt heutzutage, da man den wissenschaftlich informierten Kindern diese Geschichte nicht mehr erzählt, noch von Störchen? Welche Art von Gefühl erzeugt ihre Erwähnung? Das ist eine Schlüsselfrage, denn genau da wird die Zukunft riskiert. Im Gefühl. Auch die narrative Blase füllt sich damit.

Das Reden über Zahlen und Roboter macht uns mit ihrer künstlichen Welt vertraut und erzeugt einen emotionalen Rahmen, der Gefühle entstehen lässt. Und diese Gefühle laden uns dazu ein, diese binäre und metallische Welt zu erforschen, uns tiefer und tiefer in die Lieblingsgeschichten von Leuten zu begeben, die nicht an Dichter glauben.

Sag mir, wovon du sprichst, und ich sage dir, wohin du gehst. Sagt dein Mund *Storch*, so wirst du dich möglicherweise eines Tages auf die Suche nach ihm machen. Und dies wird nicht durch Tastendruck erfolgen. Du wirst eine wirkliche Reise unternehmen. Erzählst du Geschichten von Adlern, so wird der Adler eines Tages über dich hinwegfliegen. Wenn du hörst, wie ein Freund die Maulwurfsgrille imitiert, wünschst du dir herauszufinden, ob er ihr Kreischen übertreibt. Und es wäre nicht ungewöhnlich, wenn du nach deiner Erfahrung eine Geschichte darüber erzählen würdest. Es wird eine Geschichte des Wandels sein, denn Geschichten sprechen vom Wandel. Am wichtigsten ist jetzt die Frage, welchen Wandel wir uns erzählen wollen.

Bis hierher führte mich das Nachdenken über die Sonnensteuer.

Ich glaubte, dass wir alle uns gegenseitig eine Geschichte erzählt hatten, die es uns nicht nur erlaubte, Realitäten zu verwirklichen, die ohne Zweifel wahnsinnig sind, sondern diese auch noch

zu tolerieren. Versunken in unserer angeblichen Überlegenheit, sind wir Menschen in die Logik des Künstlichen mit der Annahme eingetreten, die Natur schulde uns Mautgebühren, und erteilen uns selbst deshalb die Erlaubnis, Exzesse und Fehler anzuhäufen. Die Straflosigkeit hat viele dazu ermuntert, die Erde zu zerstören, obwohl sie sie doch so sehr lieben, wie sie nicht müde werden zu behaupten. In Spanien sind vierundachtzig Prozent der einheimischen Rinderrassen heute vom Aussterben bedroht. Während die Politiker Fahnen schwenken und ihre Liebe zu diesem Land verkünden, beuten sie seine lebenswichtige Natur aus und offenbaren Tag für Tag Haltungen und Werte, die denen meiner Eltern, einer Manchega mit Wurzeln in der Extremadura, und eines Katalanen, diametral entgegengesetzt sind.

Ich wurde in Barcelona geboren und wuchs dort auf, ich bin viel durch Spanien gereist, worüber ich auch geschrieben habe, doch dabei spürte ich stets, dass ich es hinauszögerte, jenen Streifzug zu unternehmen, der es mir erlauben würde, die allzu ungewissen Wurzeln meiner Mutter zu erforschen. Vielleicht, weil ich ahnte, dass diese Erfahrung wichtige Fragen würde klären können, und weil ich darauf vorbereitet sein, über einen gewissen weltlichen Kontext verfügen wollte, bevor ich die Reise ins Innere unserer Heimat antrat. Wenn ich mich also endlich dazu entschloss, die Dehesas¹ und Steppen ihrer Kindheit kennenzulernen, so tat ich es vielleicht aus dem Wunsch heraus, zumindest eine ehrliche Antwort zu erhalten, weit weg von den Stadtzentren, die so verseucht sind, dass es krank macht, wo die Luftverschmutzung, die Ungerechtigkeit und die Heuchelei miteinander wetteifern, um uns vergessen zu lassen, dass es ein natürliches Gleichgewicht gibt.

1. Dt. »Weideland«. Ich verwende den spanischen Begriff, um irreführende Analogien mit deutschem Weideland zu vermeiden. (Diese und alle weiteren Anmerkungen vom Übersetzer.)

Ich glaubte, zugegebenermaßen ein wenig romantisch, die Natur würde mir etwas saubere Luft verschaffen, ich sah die Lücke zum Atmen und stellte mir vor, dass ich, indem ich Schafe hütete, mich den Ursprüngen dieses Teils der Familie nähern könnte, und dass ich mich in ihre Geschichte und in unsere Verbindung vertiefen würde, indem ich beobachtete, wie andere Mütter mit ihren Jungtieren umgingen.

Jetzt, da meine Haut dunkel geworden ist, mein Bart länger als üblich und meine Hände braun und so kräftig, dass ich selbst sie noch vor einem halben Jahr einem anderen Menschen zugeordnet hätte, hat sich die natürliche Sprache wie immer gegen die lyrische Phantasie durchgesetzt und mich zu einer steppenartigen Schafhürde geführt, die von Trappen und Grashüpfern umzingelt ist. Wandel über Wandel über Wandel und Wandel. Dies ist die Wirklichkeit.

Es ist bereits Sommer, die Dehesas haben die Farbe gewechselt, doch ich denke noch immer jeden Tag über das Licht nach. Über die Auswirkungen seiner Herrschaft und über seine Abwesenheit. Es gibt gute Gründe und eine Herde, um ein derartiges Fieber zu erklären. Nur Zentimeter von meinen nackten Füßen entfernt fällt senkrecht das Sonnenlicht auf die Erde, während ich mich daran erinnere, wie das Licht mich vor Monaten blendete, doch erst jetzt verstehe ich, dass dieses Staunen mit meiner Mutter begann. Sie war diejenige, die mir beibrachte, dass es so viele Farben gibt, wie du sehen kannst. Dass die Suche nach der Alternative eine Wahl ist. Ich hatte mich lange danach gesehnt, ein Stück der Natur, die ihr Leben inspiriert hat, wiederzugewinnen, und im Laufe der Jahre ist eine Notwendigkeit daraus geworden, als läge in der Art und Weise, wie sie aufgewachsen war und sich mit der Welt in Verbindung gesetzt hatte, jene elementare Antwort, die ich in Wahrheit kannte, die wir alle kennen, und die ich dennoch allmählich aus den Augen verlor.

Sanjuanilla

Stille gibt es nicht, die Farbe Schwarz dagegen schon. An solche Dinge denkt man bei drei Grad unter null, während man bis über die Ohren zugedeckt in einer Schäferhütte liegt. Die Glut knistert im Kamin, ein Fenster ist angelehnt, um die Ansammlung von Kohlendioxid zu vermeiden, wie meine Mutter und andere Schäfer mir empfohlen haben. Draußen bellt die Mastiffhündin. Auf dem mit Steinen befestigten Zinkdach bewegt sich etwas. Die Stille ist voller Geräusche, sogar inmitten dieser Dehesa, sechs Kilometer vom nächsten Dorf entfernt.

Drei Wochen zuvor habe ich die Gegend durchquert, um eine passende Hütte für mein Leben mit Schafen zu finden, und vielleicht meine Mutter etwas besser zu verstehen. Ihr ganzes Leben lang hat sie über Wölfe, Bäche, Steineichen geredet. Über gestohlene Feigen, Zwergtrappen, Gewitter. Und über Schafe. Einmal hatte ich sie in die Region begleitet, aus der sie stammte, doch damals war ich ein dreizehnjähriger Junge, und das einzige, woran ich mich erinnere, ist ein Stier, der über eine riesige grüne Graslandschaft trottete, gefolgt von einem Viehtreiber¹. Das Bild hat drei Jahrzehnte überdauert, wie eine Forderung nach mehr Hintergrund, der ich nun endlich nachkomme.

Die Nachnamen meiner Großeltern sind außerhalb der Region ebenso selten, wie sie unter den hiesigen Familien gewöhnlich sind. Kaum hatte ich verlauten lassen, dass ich eine Bleibe suche, tauchten unbekannte Verwandte auf, die mehr oder wenig freundlich waren und ein paar Geschichten zu erzählen hatten. Manche boten mir ein Zimmer oder sogar ein kälteisoliertes Haus an, denn ich hatte vor, im Winter umzuziehen. Sie

1. Hunde wie etwa (in Deutschland) Rottweiler, die ursprünglich als Bullentreiber gezüchtet wurden.

sagen, ich hätte die schlimmste Zeit gewählt. Genau so wollte ich es.

Das Haus in Sanjuanilla steht in einer mit Steineichen bestanden Senke fünfzig Meter von dem Teich entfernt, an dem die drei Schafherden getränkt werden, die sich das Gut von Andrés Rodríguez, dem Besitzer, teilen. Doch Andrés lebt in einer entfernten Stadt und der Hirte, der auf dem Gut arbeitet und mich den Beruf lehren wird, heißt Juan Alfredo. Hinter der Viehtränke erhebt sich eine umzäunte Hügelkette, auf der Kühe weiden, die einem anderen Mann gehören. Das Haus steht auf leicht abfallendem Gelände, und der Weg nach unten führt zu einem Brunnen mit trinkbarem Wasser. Was das Licht betrifft – vorgestern verlegten die Elektriker ein paar Kabel, die drei Glühbirnen an den Generator im Stall anschließen. Ich habe nicht vor, ihn allzu oft zu benutzen, denn er läuft mit Benzin, die nächste Tankstelle liegt zwanzig Kilometer entfernt, und ich besitze kein Auto. Mein Plan ist, ihn nachts ein paar Stunden lang laufen zu lassen, wenn ich koche – auf meinem tragbaren Öfchen mit drei Kochstellen, die an eine Flasche mit Butangas angeschlossen sind.

Bei meinem ersten Besuch waren die Herden von zwei Hündinnen bewacht worden, doch Maya, die Hütehündin, starb plötzlich. Deshalb beginnen Siria und ich zu zweit. An dem Morgen, als wir uns zum ersten Mal begegneten, leckte sie sich die Schnauze, nachdem sie die Plazenta eines neugeborenen Lamms verschlungen hatte. Ihre traurigen Augen täuschen über die sehnigen Muskelpakete hinweg, die sich unter ihrem Fell wölben, wenn sie spielt oder rennt. Ein sieben Monate alter Mastiff ist reine Kraft in Aktion. Sie bellt schon seit einer Weile.

Ich bin so pleite wie immer, doch mein Bruder wird in meiner Wohnung in Barcelona wohnen und die Miete zahlen, bis ich zurückkomme. Zusammen mit meinem Ersparten sind so sechs Monate finanziell abgedeckt. Die kostenlose Unterkunft, die ich

gefunden habe, ist hilfreich, und auch die Garantie, dass die Kosten in dieser Zeit minimal sein werden, weil ich vorhabe, sie mit Grundnahrungsmitteln und dem, was der Boden hergibt, zu bestreiten. Man hat mir versichert, ich könne schon im Frühling damit beginnen, wenn ich wolle und wisse, wie das geht.

Meine Mutter heißt Eloísa, und bevor ich herkam, gab sie mir eine Spur, der ich folgen werde: »Ich erinnere mich daran, dass ich arm war, aber immer in der Natur.« Während sie das sagte, lächelte sie mit einem Strahlen, das ich jetzt in der schwarzen Nacht sehe.

Mich zum Ursprung meiner Mutter zu begeben, bedeutet auch, eine Reise zu etwas Älterem als sie anzutreten. Es hat mit Samen und Wurzeln zu tun. Woher nahm sie ihre Widerstandskraft? Das ist mein Anliegen: Die Quelle ihrer Kraft zu erahnen.

La Siberia

Dies ist *La Siberia*, ein Landkreis im Nordosten von Extremadura, der früher *Die Berge und Die Seen* – Los Montes y los Lagos – hieß, bevor ein spanischer Botschafter in Russland ihn durchquerte und eine Ähnlichkeit mit Sibirien feststellte, die die Runde machte. Als der Zivilgouverneur sah, dass der Name sich durchsetzte, erließ er ein Verbot, ihn öffentlich zu verwenden. Doch diese Leute haben Charakter. Es wird am Klima liegen. Zwischen Raureif und fünfzig Grad ziehen sich die Steine zusammen und dehnen sich aus, bis sie bersten, auch wenn die Sonne immer mehr Land gewinnt und La Siberia nun schon seit drei Jahren in Folge Durst hat. Im vergangenen Jahr reihte sich alle achtzehn Tage eine Hitzewelle an die nächste. Mit rund sieben Bewohnern je Quadratkilometer liegt die Bevölkerungsdichte so niedrig, dass sie Teil einer Region ist, die als »spanisches Lappland« bezeichnet wird. Anscheinend verpasst man hier unbewohnten Gegenden nordische

Namen. Steppen, Dehesas und Pinienwälder wechseln einander ab, außerdem gibt es hier Eukalyptusschonungen, die während der Franco-Diktatur gepflanzt wurden. Damals entstanden auch die Stauseen, durch die diese Region zum nationalen Wasserreservoir wurde. Auf der gesamten iberischen Halbinsel gibt es keinen Ort mit mehr Binnenuferkilometern, doch da das meiste künstlich ist, mussten sich Flora, Fauna und die Menschen in den letzten Jahren allmählich an die dadurch ausgelösten Veränderungen anpassen. Hunderttausende Zikaden und Grillen zogen es vor, abzuwandern, wie auch ein paar Reiherkolonien, die von der Raupe des Prozessionsspinners bedrängt wurden. Man sieht auch kaum noch Raben. Prächtig gedeihen dagegen Meloncillos¹, Flusskrebse und Kraniche, die man überall auf den Feldern dabei beobachten kann, wie sie Eicheln verschlucken, obwohl es viele von ihnen inzwischen zu den neuen bewässerten Feldern für Reis und Mais im Osten der Region gezogen hat.

Meine Mutter wuchs in Agudo auf, dem Mancha-Dorf, wo ich mich im Supermarkt mit Lebensmitteln versorgt habe, die nicht im Kühlschrank aufbewahrt werden müssen. Von Agudo aus muss man nur auf der von Dehesas flankierten Landstraße weiterfahren, um nach Extremadura und La Siberia zu gelangen, wobei man durch Tamurejo kommt – die Wiege meiner Großmutter. Der nächste Ort ist Garbayuela, Heimatdorf meines als Hirte lebenden Großvaters, den ich nie kennenlernte und um den sich Legenden ranken. Von ihm lernte meine Mutter, mit Schafen umzugehen. Während meine Großmutter und meine Tante die Kirche putzten, nahm Eloy seine kleine Tochter auf die Dehesa mit, um ihr das beizubringen, was ich lernen will.

Ich komme spät, ich bin Städter. Doch die Natur ist noch da.

1. Einzige in Europa heimische Raubtierart aus der Familie der Mangusten.

Garbayuela liegt sechs Kilometer von dem Ort entfernt, wo ich versuche, in einen Sack gehüllt und mit Socken an den Füßen zu schlafen. Meine Mission besteht darin, die Schafherden täglich zu überwachen, Juan Alfredo über jede Neuigkeit zu unterrichten und achtzugeben, dass Siria nicht abhaut, abgesehen davon, dass ich sie ernähren muss. Juan Alfredo sagt, die Mastiffhündin schlüpfte bei jeder Gelegenheit unter dem Drahtzaun der Koppeln hindurch, und um ihre Ausflüge zu verhindern, bindet er ihr einen Holzstück in Form eines Y an den Hals, was sie aussehen lässt wie eine Sklavenhündin auf der Galeere.

»Ich komme morgen kurz nach sieben«, sagte er, bevor er ging. »Du bist seit dreißig Jahren der erste Mensch, der hier übernachtet.«

Die Hündin hat aufgehört zu bellen. Vielleicht ist etwas passiert? Ist es besser, wenn sie bellt, oder wenn sie nicht bellt? Auf dem Dach bewegt sich etwas. Starke Eisenstäbe schützen Tür und Fenster. Vor einiger Zeit öffnete ich die Augen und war mir nicht sicher, ob ich es wirklich getan hatte, denn die Dunkelheit war gleich oder sogar noch hermetischer. Ich suchte nach Rissen in der Schwärze, indem ich mit den Augen zwinkerte, um die Tränendrüsen zu befeuchten und besser zu sehen, doch dieses Schwarz ist kompakt. Außer den Rabenvögeln und den Insekten mit Chitinpanzer gibt es in La Siberia auch Geier und Störche in dieser Farbe. Ich öffne die Augen, um mich mit Schwarz zu füllen, das unbestreitbarer ist als die Stille.

Um sieben Uhr zwanzig in der Früh verlassen mehr als zweihundert Schafe ihren Unterstand und kommen den Hang herunter. Ihre dunklen Silhouetten zeichnen sich auf dem Hügel ab. Die Sonne schickt ein erstes Licht voraus. Ein paar Kuhglocken und das Blöken der Lämmer begleiten das Geräusch der Hufe auf der

trockenen, gefrorenen Erde. Die Schattenherde zieht zehn Meter an meiner Haustür vorbei. Nur wenige Tiere wenden den Kopf und schauen den Eindringling an, dessen Haupt von einer Mütze aus einem anderen Sibirien bedeckt wird – ich hatte sie im Norden Chinas gekauft. Die Kälte nagt an dem kleinen unbedeckten Teil meines Kopfes und lässt schnell die Nase taub werden.

»Hallo, guten Morgen«, murmele ich und spüre, dass meine Lippen von der Kälte trocken geworden sind. »Wie geht es euch?«

Vier oder fünf Schafe beschleunigen ihren Schritt, als sie meine Stimme hören, und ziehen die anderen mit. Sie galoppieren noch, als die Reifen des Pickups über den steinigten Abhang herunterrollen. Juan Alfredo bringt mir einen Korb mit zwanzig Eiern von seinen Hühnern mit und ein riesiges Glas frischen Bienenhonig. Die Schafe warten still vor dem Gitter, das Zugang zum Pferch gewährt, während ich Juan Alfredo versichere, dass ich durchgeschlafen habe. Die Kälte erwähne ich nicht. Auf meinem Nasenbein spüre ich einen unangenehmen Druck, ein Stechen in meinen Augenlidern und ein taubes Gefühl von Frost auf den Brauen. Meine Nasenflügel sind feucht geworden, ich merke, wie sich dort Flüssigkeit ansammelt. Ein ziehender Schmerz, der von der Schädelmitte ausgeht, macht mich leicht schwindelig.

Auf der Schulter trägt Juan Alfredo einen großen Futtersack, den er in die Fresströge entleert, bevor er die Schafe hereinlässt. Sie stürzen sich auf die Futterbälle, einige springen auf ihre Gefährten und stellen sich dabei auf die Hinterhufe, während sie mit ihren Vorderbeinen auf die Rücken und Schnauzen der anderen einschlagen. Mehrere Lämmer laufen ziellos herum, ohne in Reichweite des Futters zu gelangen. Die Sonne ist noch nicht hinter dem Hügel aufgetaucht, doch es ist bereits so hell, dass man das schmutzige Weiß der Schafe sieht, die so eng zusammengedrängt stehen, dass sie ein Meer aus Wolle bilden, auf dem man sich niederlassen möchte. Drei Minuten später ist in den Fresströgen kein

einziges Futterknäuel mehr, und die Schafe ziehen Richtung Südosten, bis sie hinter einem kleinen Hügel verschwinden.

»Das Wasser ist knapp«, sagt Juan Alfredo. »Ohne Regen gibt es kein Gras und sie müssen mit Pressfutter ernährt werden.«

Er zeigt mir, wie ich Wasser aus dem Brunnen ziehen kann, indem ich das Seil an einen Eimer binde. Ich könnte die Winde benutzen, den Eimer nach und nach herunterlassen und ihn zur Seite neigen, wenn er die Wasseroberfläche erreicht hat, doch Juan Alfredo wirft das Seil aus dem Handgelenk so, dass es in Schlangenlinien nach unten fällt. Der Eimer neigt sich bereits in der Luft, versinkt im Wasser und füllt sich sofort.

»Komm, jetzt du.«

Ich versuche es mehrere Male. Jedes Mal fällt der Eimer gerade aufs Wasser und füllt sich nur zu einem Viertel, so dass Juan Alfredo den Wurf wiederholt und mich anweist, darauf zu achten, wie er den Arm bewegt, nämlich so, als wäre er eine Verlängerung des Seils. Erneut versenkt er den Eimer bis auf den Grund. Ich bin an der Reihe. Nach fünf Versuchen gelingt es mir, ihn zu zwei Dritteln zu füllen. Für heute ist es genug. Ich werde viel Zeit zum Üben haben.

Wir ziehen los und gehen über die Felder, um die Gitter abzuwalken, die die verschiedenen Herden voneinander trennen. Jede verfügt über ihre eigenen Dehesas, genügend Hektar, um in Ruhe zu grasen. Während er geht, lässt Juan Alfredo die Arme baumeln, sodass ich unwillkürlich an die Evolutionskette denke. Er erklärt mir, wie sehr er sich um die Gesundheit seines Viehs sorgt, und wie wenig ihm eine kürzlich ausgestrahlte Fernsehreportage gefiel, die das furchtbare Innenleben eines Bauernhofs offenlegte. Er ist davon überzeugt, dass alles davon abhängt, wohin der Reporter die Kamera hält und nennt als Beispiel eines seiner Weibchen, das hinkt und bei bester Gesundheit ist. Aber wenn so ein Schwachkopf jetzt daherkäme und genau dieses Schaf filmen würde, oder

die Plazentas, die manchmal auf dem Boden auslaufen, oder den Hintern eines Tieres, das von einer Mücke gestochen worden ist ...

»Damit spielt man nicht«, sagt er. »Ein Hirte ist seine Schafe. Die Leute sehen uns durch sie. Was für einen Sinn soll es haben, sie schlecht zu behandeln?«

Juan Alfredo ist ein moderner Hirte. Um die dreißig Jahre, attraktiv, das Gesicht vom Leben auf dem Land gegerbt, die Statur eines Apolls. Das Haar rabenschwarz, starke Arme und die angenehme, feste Stimme eines höfischen Beraters – jemand, dem man vertrauen kann.

Er bleibt nur kurz, denn in dieser Jahreszeit müssen die Olivenbäume beschnitten und das angefallene Astwerk verbrannt werden. Vier Rauchsäulen steigen von den Villares auf, der Gebirgskette, die man von der Senke aus im Norden erblickt.

Meine Zuflucht ist ein kleines Rechteck, das in drei Kammern unterteilt ist. Die zwei Betten mit schmiedeeisernem Kopfende stehen in dem Raum, der zu den Villares hinausgeht und dessen Wände noch stärker von der Feuchtigkeit verwittert sind als der Rest des Hauses. Deshalb brachte ich gestern Abend eine der Matratzen ins südliche Zimmer und legte meinen Schlafsack darauf. In diesem Raum befindet sich ein kleiner Schrank, dessen Türen und Schublädchen sich schlecht öffnen oder schließen lassen. Zwischen beiden Zimmern gibt es eine winzige Diele, die auch als Wohnraum dient. Dort steht ein verrosteter Schaukelstuhl neben dem Schornstein. Ich habe den Schaukelstuhl mit der Decke gefüttert, die mir den besten Eindruck machte. Als ich mich darin wiegte, stellte ich fest, dass er nicht einmal quietscht, sondern in sehr gutem Zustand ist. Das übrige Mobiliar besteht aus zwei niedrigen Tischen und fünf Baststühlchen. Wenn ich mich auf sie setze, kann ich mein Kinn auf die Knie legen. Weder Bad noch Toilette.

Siria liegt auf der kalten, sonnigen Veranda und beobachtet meinen Aufbruch.

»Komm!«

Die Hündin erhebt sich und wir gehen los, um Schafe zu suchen. Sie geht an meiner Seite. Manchmal tritt sie ein Stück voraus, oder sie bleibt zurück, um an einem Felsen oder an Exkrementen zu schnüffeln, doch es dauert nie lange, bis sie zu mir zurückkommt.

Als die Schafe eine Bewegung wahrnehmen, wenden sie uns geschlossen die Köpfe zu, als wären sie keine Feiglinge, doch sobald wir uns ihnen weiter nähern, flüchten sie im Galopp.

Ich verbringe den Morgen damit, diejenige Herde zu begutachten, der Juan Alfredo eine einheitliche Merino-Identität verleihen will, um die »Urrasse des Landes« zurückzugewinnen. Seit Jahrzehnten haben die siberianischen Hirten Churras mit Merinas oder auch mit Manchegas, Castellanas, Charoleras, Limousinas oder Île de France vermischt, was zu einem Ungleichgewicht unter den Viehzüchtern geführt hat. Seit zwanzig Millionen Jahren grasen diese Pflanzenfresser auf der Iberischen Halbinsel, und die Mehrheit der Hirten stimmt darin überein, dass das Merino-Schaf am besten im Tal des Guadiana und auf den Dehesas von La Siberia gedeiht, weil es sich an die Umgebung angepasst hat. Die Frage ist, wie man Merino-Herden zurückgewinnt, denn man schätzt, dass von den sechzehn Millionen Schafen, die es in Spanien gibt, etwa hundertachtzigtausend »Merinos, die man wirklich Merinos nennen kann«, übrig sind.

»Ich kaufe ausschließlich reine Merino-Böcke«, sagt Juan Alfredo, der fremdrassige Schafe verkauft, um seinen Bestand so schnell wie möglich zu vereinheitlichen.

Um drei Uhr nachmittags mache ich mich auf den Weg nach Süden zum Dorf. Wenn die Schafe einmal gefressen haben, brauchen sie in der Regel niemanden mehr, und falls es zu einem Notfall kommt, wird Siria ihnen nützlicher sein als ich.